

*Huldar Breiðfjörð*  
**Schafe im Schnee**



*Huldar Breiðfjörð*

# Schafe im Schnee

*Ein Färöer-Roman*

*Aus dem Isländischen  
von Gisa Marehn*

 aufbau

Die Originalausgabe erschien 2009 unter dem Titel  
*Færeyskur dansur*  
bei Bjartur, Reykjavík.

Die deutsche Übersetzung wurde  
finanziell gefördert von



**Bókmenntasjóður**  
The Icelandic Literature Fund



**FSC**  
www.fsc.org  
MIX  
Papier aus verant-  
wortungsvollen  
Quellen  
FSC® C083411

ISBN 978-3-351-03534-1

Aufbau ist eine Marke der Aufbau Verlag GmbH & Co. KG

1. Auflage 2013

© Aufbau Verlag GmbH & Co. KG, Berlin 2013

Copyright © 2009 Huldar Breiðfjörð

Umschlaggestaltung hißmann, heilmann, Hamburg  
unter Verwendung eines Motivs von © plainpicture/Mira

Satz LVD GmbH, Berlin

Druck und Binden CPI – Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany

[www.aufbau-verlag.de](http://www.aufbau-verlag.de)

## 2

Das Dach schien defekt und die schwarze Holzverkleidung sich bereits zu lösen. Am Giebel hing eine neuere Satellitenschüssel. In der oberen Etage befanden sich vier Schlafräume nebst Badezimmer und zwei Waschmaschinen. Die untere Etage teilte sich in Küche, Toilette und vier weitere Räume auf. Auf der Fußmatte im Eingang lag ein Haufen Schuhe, und das Handtuch in der Toilette war schwarz. Doch im Übrigen schienen die Mitglieder des *Communal Settlement* neben ihrer Arbeit keine weiteren Gemeinsamkeiten zu haben. Die meisten verließen das Haus frühmorgens. Dennoch war tagsüber manchmal irgendwo im Haus Musik zu hören, sodass – egal wann – irgendjemand scheinbar immer zu Hause war.

Mein Zimmer ging von der Küche ab, und die Aussicht war tatsächlich schön. Das Fenster ging nach Süden; über die bunten Dächer von Tórshavn und hinaus auf den graublauen Nólsoyar-Fjord. Unter dem Fenster stand ein Bett und in einer Ecke ein Kleiderschrank von Skemman. Andreas und ich hatten uns gegenseitig dabei unterstützt, das Auto zu entladen und einen zusammenklappbaren

Schreibtisch (*Escritoire*), zwei Stühle (*Stacking Chairs*), einen kleinen Couchtisch (*A Minuscule Living Room Stand*) und einen Fernseher (*Idiot-Box*) hineinzutragen. Danach hat er mir den Zugang zum Internet im Haus eingerichtet und erklärt, dass Alkoholmissbrauch nicht geduldet würde. Zum Schluss gab er mir eine Rolle Toilettenpapier und sagte, dass sich diesbezüglich alle selbst versorgten.

Dennoch blieb die Frage offen, ob sich in diesem Heim überhaupt jemand um etwas kümmerte. In der Küche konnte man kaum die Wände sehen vor lauter Verhaltensregeln mit immer mehr und mehr Ausrufezeichen, die mir trotzdem nicht befolgt zu werden schienen. Die Spüle war voller Nudelsuppe, auf der grünen Tischdecke lag etwas Seltsames, und der Kochherd wirkte geradezu ekelerregend. Über allem lag eine Fettschicht und auf dem Fußboden waren so viele Krümel, dass man vorsichtig herumtippeln musste – so als ginge man barfüßig über Lava. Obwohl es sich um eine Gemeinschaftsküche handelte, bewahrten die Bewohner ihre Lebensmittel in den Zimmern auf. So bot der Kühlschrank einen Blick ins Leere.

Am Nachmittag trudelten die Leute zu Hause ein. In den Zimmern wurden Fernseher eingeschaltet und Computerspiele gestartet. Auch schienen unheimlich viele in diesem Haus Gitarre spielen zu

lernen. Die Person, die direkt über mir wohnte – und der ich noch nicht begegnet war –, rutschte regelmäßig auf einer E-Gitarre durch sämtliche Death-Metal-Titel. Aus einem anderen Zimmer konnte man hin und wieder einen viel empfindsameren Menschen sanft einen alten Schlager anrühren hören. Und vorne irgendwo hatte ein weiterer Bewohner die Neigung, eine Akustikgitarre zur Hand zu nehmen und von sich hören zu lassen.

Die Küche war in der Tat unwahrscheinlich dreckig, gemessen daran, dass sie hauptsächlich als Raucher-ecke und an den Abenden zum Yahtzee spielen genutzt wurde. Die Einzigen, die in der Küche kochten, waren ein Paar in den Zwanzigern – Húni und Katrín –, das in einem Zimmer vorn am Eingang wohnte. Kurz nachdem sie von der Arbeit nach Hause kamen, setzten sie sich mit einem Notebook und einer norwegischen Pizza aus der Packung – von der Húni behauptete, sie sei die beste der Welt – an den Küchentisch und sahen sich etwas Lustiges auf YouTube an. Er war blond, fuhr einen Milchwagen und fand es bequem, nur in Unterhosen herumzulaufen, wenn er den Arbeitsoverall ausgezogen hatte. Sie arbeitete in einem Hotel und war so zurückhaltend, dass sie ihm ins Ohr flüsterte, wenn ich mich in der Küche aufhielt. Húni lachte ständig über das, was sie sich ansahen und erklärte ihr

dazu, was da so lustig war, so wie es dem Mann ge-  
bührt, wenn er meint, die Frau verstehe nicht gut  
genug.

Der, der im Zimmer neben mir wohnte, hieß  
Beinir und nutzte die Küche zum Yahtzee spielen  
mit seinen Freunden, die zu Besuch hereinschau-  
ten. Er schien knapp über zwanzig zu sein, war  
durchtrainiert und erzählte mir, dass er in einem  
Lager arbeite. Ansonsten wirkte er ruhig und un-  
sicher. Auch mit den Zigaretten, die er offensicht-  
lich erst seit kurzem rauchte. Am besten war es  
daran zu erkennen, wie vorsichtig er sie im Aschen-  
becher abklopfte. Beinir neigte dazu, die Gitarre  
zur Hand zu nehmen, während sich seine Freunde  
eher über den Würfeln und der Punkteliste aufrie-  
ben. Ich hatte den Verdacht, er ist der Mann hinter  
der sentimentalen Schlagermelodie.

Ich war auch auf einen jungen Kerl mit struppi-  
gem Haar gestoßen, der wahrscheinlich mit im Haus  
wohnte, denn er war dabei, sich ein Mikrowellenge-  
richt aufzuwärmen. Und manchmal sah ich irgend-  
welche Typen vorbeischießen, wenn sie das Haus  
betraten und gleich zur oberen Etage hochliefen,  
oder umgekehrt. An diesen ersten Tagen hatte ich  
also andere Hausbewohner eher wahrgenommen  
als sie direkt getroffen. Die Leute hielten sich über-  
wiegend in ihren Zimmern auf, und wenn sie in der  
Küche saßen, wenn man dort etwas holen wollte,



war es schwierig zu erfassen, ob man vielleicht gerade störte. Obwohl genug Akustikgitarren vorhanden waren und einer gern halb nackt herumflitzte, war es keine Kommune dieser Art.

Der Einzige, zu dem ich eine Art Verbindung geknüpft hatte, hieß Daniél und wohnte in einem Zimmer in der unteren Etage. Er rauchte in der Küche, sodass wir uns hin und wieder über den Weg liefen, wenn ich nach vorn ging, um mir einen Kaffee aufzubrühen. Als ich ihn zuerst sah, kam mir eigentlich der Gedanke, er wäre jene arbeitslose B-Person. Er schien ein bisschen depressiv, wie er so gebeugt am Tisch saß mit einem roten Päckchen Prince vor sich. Doch Daniél erzählte, er arbeite als Asphaltierer und erläuterte, dass es möglich wäre, auf den Färöern beinah das ganze Jahr hindurch zu asphaltieren, weil es so wenig schneite. Als ich ihm erzählte, mich auf einer vierwöchigen Reise zu befinden, legte sich ein Ausdruck der Verwunderung auf Daniéls Gesicht, und er fragte, warum ich beschlossen hätte, die Inseln im Februar zu bereisen. Da fiel mir keine andere Antwort ein, als dass ich einfach Lust dazu hatte. Er entgegnete, er hoffe, dass ich gutes Wetter bekäme.

An dem Abend begann es zu schneien. Während ich den Grønlandsvegur zur Innenstadt hinunterschlen- derte – um zu versuchen, vielleicht eine Imbissstube

zu finden –, sah ich Daniéls Miene vor mir und dachte darüber nach, was ich hier überhaupt tat. Was wollte ich hier den nächsten Monat lang tun? Ich fühlte mich eher so, als wäre ich schon einmal in Tórshavn gewesen und die freundliche Umgebung käme mir gerade wieder in Erinnerung, als dass ich sie zum ersten Mal erblickte. Die zusammengedrückte Siedlung war dann doch farbenfroher als ich erwartet hatte. Jedoch kaum irgendetwas verwies darauf, dass sie sich im Ausland befand. Zumindest schienen hier alle in ihren Autos genauso verwundert auf einen Fußgänger zu gucken wie zu Hause.

Der Schneefall wurde immer dichter. Ich bemerkte, dass einige Autobesitzer die Scheibenwischer von den Scheiben abgewinkelt hatten, sodass sie in die Luft ragten. Wahrscheinlich, damit die Blätter keinen Schaden nähmen, falls es Frost gäbe. Die Allervorsichtigsten hatten tatsächlich die Wischer ganz abmontiert. Und sie mit ins Haus genommen? Auch wenn ich fand, dass diese vorbeugende Maßnahme der Bewohner von Tórshavn etwas über sie aussagte, war es doch so, als hätte ich das schon einmal anderswo gesehen. Daheim? In Dänemark?

Als ich unten im Zentrum ankam, war der Schneefall zu einem undurchdringlichen Schneesturm angewachsen. Die Statuen hatten ihre Schultern bis zu den Ohren hochgezogen oder sich unter großen

Bäumen zusammengekauert. Im Übrigen schien ich der Einzige zu sein, der in Tórshavn draußen war. Bestimmt waren alle zu Hause und wechselten sich dabei ab, die Wischerblätter warm zu halten. Obwohl ich eine Stunde suchte, entdeckte ich nirgendwo einen Imbissstand. Als ich endlich am Verkaufsfenster einer Pizzabäckerei vorbeikam, war dort schon geschlossen. Da zog ich den Kopf ein und ging wieder nach Hause.